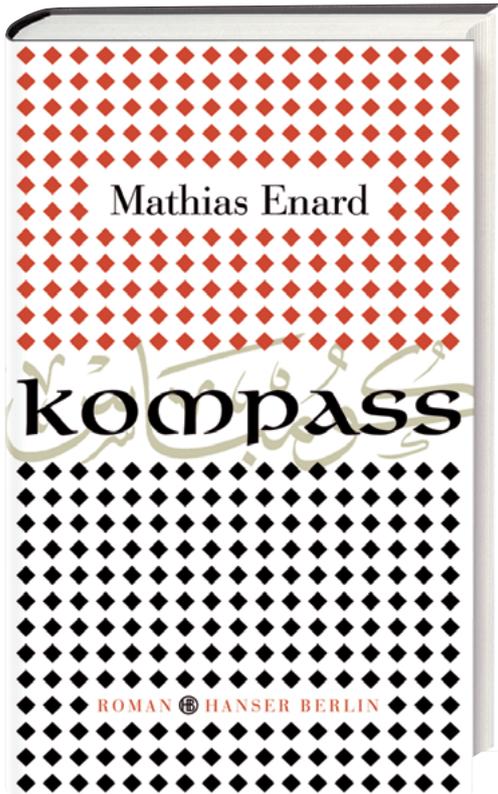


Leseprobe aus:

Mathias Enard
Kompass



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2016

 HANSER BERLIN



Mathias Enard

Kompass

Roman

Aus dem Französischen von
Holger Fock und Sabine Müller

Hanser Berlin

Die französische Originalausgabe erschien 2015
unter dem Titel *Boussole* bei Actes Sud in Arles.

Die Übersetzer danken dem Deutschen Übersetzerfonds (DÜF) Berlin
für die großzügige Förderung ihrer Arbeit durch ein Stipendium.

Der Verlag dankt dem Centre national du livre
für die freundlich gewährte Übersetzungsförderung.

1 2 3 4 5 20 19 18 17 16

ISBN 978-3-446-25315-5

© Actes Sud, 2015

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2016

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

*Die Augen schließ' ich wieder,
Noch schlägt das Herz so warm.
Wann grünt ihr Blätter am Fenster?
Wann halt' ich mein Liebchen im Arm?*

Wilhelm Müller & Franz Schubert,
Die Winterreise

Wir sind zwei Opiumraucher, jeder in seiner Wolke, ohne etwas draußen zu sehen, allein, ohne uns je zu verstehen, wir rauchen, sterbende Gesichter in einem Spiegel, wir sind ein gefrorenes Bild, dem nur die Zeit den Anschein von Bewegung verleiht, ein Schneekristall, der auf ein Raureifknäuel gleitet, dessen komplexes Geflecht niemand wahrnimmt, ich bin dieser kondensierte Wassertropfen an der Fensterscheibe meines Wohnzimmers, eine flüssige Perle, die hinabrinnt und nichts vom Dampf weiß, aus dem sie hervorgeht, und nichts von den Atomen, aus denen sie noch besteht und die bald andere Moleküle bilden werden, andere Gebilde, die Wolken, die heute Abend tief über Wien stehen: Wer weiß, in welchen Nacken dieses Wasser rinnen wird, über welche Haut, auf welchen Gehsteig, zu welchem Fluss, und dieses verschwommene Gesicht auf dem Glas ist nur einen Augenblick lang meines, eine der Millionen Konfigurationen, die sich in der Einbildung formen können – sieh an, trotz des Sprühregens führt Herr Gruber seinen Hund spazieren, er trägt einen grünen Hut und seinen ewigen Regenmantel; mit kleinen, lächerlich wirkenden Sprüngen auf dem Gehsteig schützt er sich vor dem Spritzwasser der Autos: Der Köter glaubt, sein Herrchen wolle spielen, deshalb springt er an ihm hoch und fängt sich einen kräftigen Klaps ein, als er seine schmutzige Pfote an den Regenmantel von Herrn Gruber legt, der sich schließlich trotzdem der Fahrbahn nähert, um über die Straße zu gehen, wobei seine Silhouette von den Straßenlampen in die Länge gezogen wird, eine schwarze Pfütze in einem Meer von Schatten hoher Bäume, das von den Scheinwerfern in der Porzellangasse zerrissen wird, und Herr Gruber zögert offenbar, in die Dunkelheit am Alsergrund einzutauchen, wie ich zögere, abzulassen von meinen Betrachtungen über die Regentropfen, das Thermometer und den Rhythmus der Straßenbahnen, die zum Schottentor hinunterfahren.

Das Leben ist ein schmerzendes Spiegelbild, der Traum eines Opium-süchtigen, ein Gedicht von Rumi, gesungen von Shahram Nazeri, das *Ostinato* des *Zarb* lässt die Fensterscheibe unter meinen Fingern leicht zittern wie die Haut der Trommel, statt zu schauen, wie Herr Gruber im Regen verschwindet, statt den sich in die Höhe schraubenden Melismen des iranischen Sängers zu lauschen, dessen Kraft und Timbre manch einem unserer Tenöre die Schamesröte ins Gesicht treiben könnten, sollte ich lieber mit meiner Lektüre fortfahren. Ich sollte die CD anhalten, mich dabei zu konzentrieren ist unmöglich; obwohl ich diesen Sonderdruck zum zehnten Mal lese, verstehe ich seinen rätselhaften Sinn nicht, zwanzig Seiten, zwanzig entsetzliche, lähmende Seiten, die ausgerechnet heute bei mir angekommen sind, heute, wo ein mitfühlender Arzt meiner Krankheit vielleicht einen Namen gegeben und meinen Körper offiziell für krank erklärt hat, nachdem er fast mit Erleichterung eine Diagnose meiner Symptome stellen konnte – den Todeskuss –, eine Diagnose, die noch bestätigt werden muss, während, wie er meinte, die Behandlung schon beginnen und der weitere Verlauf abgewartet werden sollte, den Verlauf, so weit sind wir also schon, den Verlauf eines Wassertropfens beobachten bis zu seinem Verschwinden, bevor er sich im Großen All neu bildet.

Es gibt keine Zufälle, alles hängt zusammen, würde Sarah sagen, warum bekomme ich ausgerechnet heute diesen Artikel mit der Post zugesandt, einen altbackenen Sonderdruck, mit Heftklammern gebunden, und nicht als PDF, versehen mit »den besten Empfehlungen«, einer Mail, in der sie mir ein paar Neuigkeiten hätte berichten und mir mitteilen können, wo sie sich gerade aufhält, was es mit diesem Sarawak auf sich hat, von wo sie schreibt und das meinem Atlas zufolge ein malaysischer Bundesstaat ist, der im Nordwesten der Insel Borneo liegt und an Brunei mit seinem reichen Sultan grenzt, in Nachbarschaft auch, wie mir scheint, zu Debussys und Brittens Gamelan-Ensembles – aber der Artikel handelt von etwas anderem, nicht von Musik, abgesehen vielleicht von einem langen Klagelied; zwanzig eng bedruckte Seiten aus der Septembernummer von *Representations*, der schön gemachten Zeitschrift der Universität von Kalifornien, in der sie schon häufig veröffentlicht hat. Der Artikel trägt eine kurze Widmung auf dem Vorsatzblatt, ohne

weiteren Kommentar, *Für Dich, lieber Franz, ich umarme Dich ganz fest, Deine Sarah*, und ist am 17. November, das heißt vor zwei Wochen, aufgegeben worden – es dauert also noch zwei Wochen, bis ein Brief aus Malaysia in Österreich ankommt, vielleicht hat sie mit den Briefmarken geknausert, sie hätte auch eine Postkarte beilegen können, was bedeutet das jetzt, ich bin alles durchgegangen, was ich von ihr in meiner Wohnung habe, ihre Artikel, zwei Bücher, ein paar Fotos und sogar eine gedruckte und in rotes Kunstleder gebundene Ausgabe ihrer Dissertation, zwei dicke Bände, je drei Kilo schwer:

»Es gibt im Leben Wunden, die wie die Lepra, langsam, in der Einsamkeit an der Seele zehren«, schreibt der Iraner Sadeq Hedayat zu Beginn seines Romans *Die blinde Eule*: Das wusste der kleine Mann mit den runden Brillengläsern besser als jeder andere. Eine dieser Wunden hat ihn dazu gebracht, an einem Abend großer Einsamkeit in seiner Pariser Wohnung in der Rue Championnet den Gashahn weit aufzudrehen, an einem Abend im April, weit weg von Iran, sehr weit weg, mit nichts anderem zur Gesellschaft als ein paar Gedichten von Omar Khayyam und vielleicht einer dunkelbraunen Flasche Cognac oder einem kleinen Brocken Opium, oder vielleicht mit nichts, mit nichts außer den Texten, die er noch für sich behalten hatte und die er in die große Leere des Gases mitnahm.

Man weiß nicht, ob er einen Brief hinterlassen hat oder ein anderes Zeichen als seinen Roman *Die blinde Eule*, der seit langem vollendet war und der ihm zwei Jahre nach seinem Tod die Bewunderung französischer Intellektueller einbrachte, die nie etwas aus Iran gelesen hatten: Der Verleger José Corti veröffentlichte *Die blinde Eule* kurz nach Julien Gracqs Roman *Das Ufer der Syrten*. Gracq hatte mit diesem Roman großen Erfolg, im Jahr 1951, als das Gas in der Rue Championnet gerade seine Wirkung zu entfalten begann, und er sagte später, *Das Ufer der Syrten* sei der Roman »aller noblen Fäulnis«, gleich jener, die Hedayat damals im Äther des Weins und des Gases aufgefressen hatte. André Breton setzte sich dann für beide Männer und ihre Bücher ein, zu spät, um Hedayat von seinen Wunden zu heilen, hätte er denn je geheilt werden können, wäre denn sein Leiden nicht ganz sicher ein unheilbares gewesen.

Der kleine Mann mit den dicken, runden Brillengläsern lebte im Exil wie

in Iran, ruhig und zurückgezogen, er sprach mit leiser Stimme. Seine Ironie und seine bissige Traurigkeit brachten ihm die Zensur seiner Texte ein, wenn es nicht seine Sympathie für die Irren und die Trinker war, vielleicht sogar seine Bewunderung für bestimmte Bücher und Dichter; vielleicht unterlag er auch der Zensur, weil er ein bisschen Opium und Kokain ausprobierte, wobei er sich zugleich über Drogensüchtige mokierte, weil er allein trank oder den Makel hatte, nichts mehr von Gott zu erwarten, nicht einmal an gewissen Abenden großer Einsamkeit, wenn das Gas rief; vielleicht auch, weil er im Elend versank oder weil er mit Augenmaß daran glaubte oder eben nicht daran glaubte, dass seine Schriften wichtig waren, alles Dinge, die störten.

Jedenfalls weist in der Rue Championnet kein Schild auf sein Leben oder seinen Tod hin, und trotz des Gewichts der Geschichte, aufgrund derer man nicht an ihm vorbeikommt, trotz des Gewichts seines Todes, der noch immer auf seinen Landsleuten lastet, erinnert auch in Iran kein Denkmal an ihn. In Teheran lebt sein Werk heute so, wie er starb, elendig und im Untergrund, auf den Auslagen der Flohmärkte oder in verstümmelten Neuausgaben, um jede Anspielung gekürzt, die den Leser in Drogen oder in den Selbstmord treiben könnte, um die iranische Jugend zu schützen, die von solchen Krankheiten wie Verzweiflung, Selbstmord und Drogen befallen ist und sich deshalb mit großem Genuss auf Hedayats Bücher stürzt, wenn sie welche findet, und auf diese Weise gefeiert und schlecht gelesen, gesellt er sich zu den großen Namen, die auf dem Friedhof Père-Lachaise um ihn versammelt sind, zwei Schritte entfernt von Proust, wo er in alle Ewigkeit so bescheiden, so diskret wie zu Lebzeiten, ohne auffällige Blumen und mit seltenem Besuch seit jenem Apriltag 1951 ruht, als er sich für das Gas und die Rue Championnet entschied, um mit allem Schluss zu machen, aufgezehrt von einer erstickenden und unheilbaren seelischen Lepra. »Niemand trifft die Entscheidung, sich umzubringen; der Selbstmord sitzt in manchen Menschen, gehört zu ihrem Naturell.« Diese Zeilen schreibt Hedayat Ende der zwanziger Jahre. Er schreibt sie, bevor er Kafka liest und übersetzt, bevor er Khayyam herausgibt. Sein Werk entfaltet sich durch das Ende. Die erste Sammlung Kurzgeschichten, die er veröffentlicht, beginnt mit *Lebendig begraben*, *Zendé bé gour*, dem Selbstmord und der Zerstörung, und beschreibt, wie wir meinen, ganz eindeutig die Gedan-

ken, die ihm zwanzig Jahre später durch den Kopf gehen, als er sich dem Gas überlässt, sanft in den Dämmer Schlaf fällt, nachdem er in der winzigen Küche, die vom unerträglichen Duft des nahenden Frühlings erfüllt ist, für die Zerstörung seiner Unterlagen und Notizen gesorgt hat. Vielleicht noch beherzter als Kafka hat er seine Manuskripte vernichtet, vielleicht, weil er keinen Max Brod zur Hand hat, vielleicht, weil er niemandem vertraut oder weil er überzeugt ist, dass es an der Zeit ist zu verschwinden. Und wenn Kafka sich hustend davonmachte, bis zur letzten Minute Texte korrigierend, die seinem Willen nach verbrannt werden sollten, fällt Hedayat in die langsame Agonie des Tiefschlafs, nachdem er über seinen Tod bereits zwanzig Jahre zuvor geschrieben hat und sein ganzes Leben von den Narben und Wunden jener Lepra gezeichnet blieb, die ihn in seiner Einsamkeit aufzehrte und von der man ahnt, dass sie mit Iran, dem Orient, Europa und dem Okzident zusammenhängt, so wie Kafka in Prag zugleich Deutscher, Jude und Tscheche war, ohne auch nur irgendetwas davon zu sein, verlorenener als jeder andere und freier als alle. Hedayat litt an einer dieser Verwundungen an sich selbst, die einen durch die Welt schlingern lassen, es ist dieser feine Riss, der sich immer weiter auftut, bis er zur Kluft wird; und dem liegt wie beim Opium, beim Alkohol, bei allem, was einen aufreißt, keine Krankheit zugrunde, sondern eine Entscheidung, ein Wille, bis zum Ende Risse in seinem Sein zuzulassen.

Wenn wir diese Arbeit mit Hedayat und seiner *Blinden Eule* beginnen, dann um diesen Riss zu erforschen, weil wir seine Tiefen ausloten und uns in die Trunkenheit der Frauen und Männer versetzen wollen, die durch ihre Andersheit ins Taumeln gerieten; wir werden die Hand des kleinen Mannes ergreifen, um hinabzusteigen und die aufzehrenden Wunden zu beobachten, die Drogen, die Fremdheit und jenes Zwischenreich, jenen *Barzach*, die Welt zwischen den Welten, in die Künstler und Reisende fallen.

Dieser Prolog ist wirklich eine Überraschung, und die ersten Zeilen sind noch genauso verwirrend wie vor fünfzehn Jahren – es muss schon spät sein, trotz des *Zarb* und Nazeris Stimme fallen mir über dem alten Typoskript die Augen zu. Als man Sarah bei der Verteidigung ihrer Doktorarbeit den »romantischen« Ton der Einleitung und die »vollkommen abwegige« Parallele zu Gracq und Kafka vorwarf, war sie wütend geworden.

Morgan, ihr Doktorvater, hatte immerhin versucht, sie in Schutz zu nehmen, auf ziemlich naive Weise allerdings, meinte er doch, es sei immer gut, »von Kafka zu sprechen«, was die Jury aus pikierten Orientalisten und schläfrigen Mandarinen aufseufzen ließ, die allenfalls durch den Hass, den sie einander entgegenbrachten, aus ihrem doktrinären Schlaf gerissen werden konnten. Sie vergaßen Sarahs befremdliche Einleitung übrigens ziemlich schnell, um sich über Fragen der Methodologie zu streiten, das heißt, sie sahen nicht, worin das wissenschaftliche Interesse an diesem *Spaziergang* (der alte Prof spuckte das Wort aus wie eine Beleidigung) liegen konnte, nicht einmal, wenn man sich dabei von Sa-deq Hedayat an die Hand nehmen ließ. Ich war auf der Durchreise in Paris gewesen und freute mich, zum ersten Mal der Verteidigung einer Doktorarbeit »an der Sorbonne« beiwohnen zu dürfen, und dann auch noch bei ihrer Disputation, doch nachdem ich meine Überraschung und Belustigung über den auffälligen Zustand der Flure, des Hörsaals und der Jury hinter mir gelassen hatte, die ans hinterste Ende von Gott weiß welchem, im Labyrinth des Wissens verlorenen Fachbereich verbannt waren, wo fünf Geistesgrößen nacheinander ihr geringes Interesse an dem Text unter Beweis stellten, über den sie sprechen sollten, wobei sie – wie ich im Saal – übermenschliche Anstrengungen vollbrachten, um nicht einzuschlafen, erfüllte mich diese Übung mit Bitterkeit und Melancholie, und als wir den Ort verließen (einen schmucklosen Hörsaal mit zusammengeschobenen Pulten, die jede Menge Risse und Sprünge aufwiesen und kein Wissen, sondern unterhaltsame Graffiti und festklebende Kaugummis bargen), um diese Leute beratschlagen zu lassen, wäre ich am liebsten Hals über Kopf davongerannt, den Boulevard Saint-Michel hinunter ans Ufer der Seine, um Sarah nicht zu begegnen, damit sie nicht meine Eindrücke von dieser berühmt-berüchtigten Verteidigung erriet, die so wichtig für sie sein musste. Das Publikum zählte rund dreißig Personen, eine große Menge für den winzigen Flur, in den wir uns drängen mussten, Sarah war zusammen mit der Zuhörerschaft herausgekommen, sie sprach mit einer älteren und sehr eleganten Dame, ihrer Mutter, wie ich wusste, und mit einem jungen Mann, der ihr verblüffend ähnlich sah, ihrem Bruder. Es war unmöglich, zum Ausgang zu gelangen, ohne ihnen zu begegnen, also kehrte ich um und betrachte-

te die Porträts der Orientalisten, die den Flur schmückten, alte, vergilbte Stiche und Gedenktafeln aus einer glanzvollen Vergangenheit. Sarah schwatzte, sie sah erschöpft aus, aber nicht niedergeschlagen; vielleicht hatte sie im Eifer des wissenschaftlichen Gefechts, während sie sich Notizen machte, um ihre Antworten vorzubereiten, eine völlig andere Wahrnehmung gehabt als das Publikum. Sie hat mich bemerkt und mir zugewinkt. Ich war vor allem gekommen, um ihr beizustehen, aber auch, um mich, und sei es nur im Geiste, auf meine eigene Disputation vorzubereiten – und was ich nun erlebt hatte, war nicht dazu angetan, mich zu beruhigen. Ich täuschte mich: Nach einigen Minuten des Beratschlagens bat man uns erneut in den Saal, und sie erhielt die Bestnote; der berühmte Präsident, Gegner des »Spaziergangs«, beglückwünschte sie aufs Herzlichste zu ihrer Arbeit, und heute, da ich diesen Anfang wieder lese, muss ich durchaus einräumen, dass etwas Starkes und Innovatives in diesen vierhundert Seiten lag, die von den Bildern und Darstellungen des Orients handelten, den Nicht-Orten, Utopien und ideologischen Trugbildern, in denen sich viele, die sie durchstreifen wollten, verirrt hatten: Die Körper der Künstler, Dichter und Reisenden, die versucht haben, sie zu erforschen, sind nach und nach in die Selbsterstörung getrieben worden; die Illusion zehrt, wie Hedayat sagte, in der Einsamkeit an der Seele – was man lange Zeit Wahn, Melancholie, Depression genannt hatte, war oft das Ergebnis einer Reibung, eines Selbstverlusts in der Schöpfung, im Kontakt mit der Andersheit, und selbst wenn mir das heute ein wenig voreilig erscheint, romantisch, um es genau zu sagen, lag darin zweifellos schon eine echte Intuition, auf der sie ihre ganze spätere Arbeit aufbaute.

Nachdem die für sie sehr erfreuliche Entscheidung verkündet war, ging ich zu ihr, um sie zu beglückwünschen, sie umarmte mich herzlich und fragte, was machst du denn hier, und ich antwortete, dass mich ein glücklicher Zufall in diesem Moment nach Paris geführt habe, eine kleine Notlüge, und so nahm ich ihre Einladung gerne an, mich ihr und ihrer Gesellschaft auf das traditionelle Glas Champagner anzuschließen; wir kamen im ersten Stock eines Cafés im Universitätsviertel zusammen, wo solche Ereignisse häufig gefeiert werden. Sarah sah plötzlich vollkommen erledigt aus, ich bemerkte, dass sie in ihrem grauen Kostüm

schwamm; ihre Formen waren von der Universität aufgesaugt worden, die Spuren der Anstrengungen, die sie im Laufe der vorangegangenen Wochen und Monate vollbracht hatte, waren körperlich bei ihr sichtbar: Die vorausgegangenen vier Jahre waren auf diesen Augenblick ausgerichtet gewesen, hatten keinen anderen Sinn gehabt, und jetzt, da der Champagner floss, zeigte sie das sanfte Lächeln einer Gebärenden – mit Ringen um die Augen, ich dachte mir, dass sie in der Nacht zuvor vermutlich ihr Exposé durchgegangen war und vor Aufregung nicht hatte schlafen können. Ihr Doktorvater, Gilbert de Morgan, war natürlich auch da; ich war ihm bereits in Damaskus begegnet. Er machte keinen Hehl aus seiner Zuneigung zu seinem Schützling, betrachtete sie zärtlich mit väterlichem Auge, das in der Champagnerlaune sachte nach dem Inzest schielte: Beim dritten Glas, als er allein, mit erregtem Blick und geröteten Wangen, auf seine Ellbogen gestützt an einem hohen Tisch stand, erappte ich ihn, wie er an Sarah hinauf- und hinuntersah, von den Knöcheln bis zum Gürtel, von unten nach oben, dann von oben nach unten – dann entfuhr ihm ein leiser sehnsüchtiger Rülps, und er leerte sein viertes Glas. Er bemerkte, dass ich ihn beobachtete, rollte grimmig mit den Augen, bis er mich erkannte und mir zulächelte, wir sind uns doch schon einmal begegnet, oder? Ja, ich frischte sein Gedächtnis auf, ich bin Franz Ritter, wir sind uns mit Sarah in Damaskus begegnet – ach, natürlich, der Musiker, an diese Verwechslung hatte ich mich schon so sehr gewöhnt, dass ich mit einem etwas einfältigen Lächeln antwortete. Ich hatte noch keine zwei Worte mit der frisch Promovierten gewechselt, die von ihren Freunden und Verwandten belagert wurde, da nahm mich schon dieser große Gelehrte in Beschlag, um den außerhalb eines Seminarraums oder einer Beratungsstunde alle einen großen Bogen machten. Er stellte mir in diesem Rahmen angebrachte Fragen nach meiner akademischen Laufbahn, Fragen, auf die ich keine Antwort wusste und die ich mir selbst lieber nicht stellte; trotzdem, er war gut drauf, locker, *gaillard*, wie es bei den Franzosen heißt, um nicht scharf oder geil zu sagen, und ich malte mir alles aus, nur nicht, dass ich ihn ein paar Monate später in Teheran wiedersehen würde, unter anderen Umständen und in einer ganz anderen Verfassung, aber wieder in Begleitung von Sarah, die gerade ein längeres Gespräch mit Nadim führte – er war soeben einge-

troffen und sie musste ihm erklären, was es mit der Disputation auf sich hatte, ich habe keine Ahnung, warum er nicht dabei war; er war ebenfalls sehr elegant gekleidet, trug ein weißes Hemd mit Stehkragen, das auf seine blasse Haut, seinen kurzen, schwarzen Bart abstrahlte; Sarah hielt seine Hände, als ob sie gleich zu tanzen beginnen würden. Ich entschuldigte mich bei ihrem Professor und ging zu ihnen; Nadim umarmte mich sogleich brüderlich, was mich augenblicklich nach Damaskus und nach Aleppo versetzte, zu Nadims nächtlichem Lautenspiel, an dem sich die Sterne am metallischen Himmel Syriens berauschten, jenem fernen, so fernen Syrien, dessen Himmel nicht mehr von Kometen, sondern von Raketen, Granaten und Kriegsgetöse zerrissen wurde – 1999 in Paris bei einem Glas Champagner konnte sich kein Mensch vorstellen, dass Syrien von schlimmster Gewalt verwüstet werden sollte, dass der Souk von Aleppo in Flammen aufgehen und die Umayyaden-Moschee einstürzen würde, dass so viele Freunde sterben oder zum Exil gezwungen sein würden; und von einer komfortablen, ruhigen Wiener Wohnung aus kann man sich den Umfang der Schäden, das Ausmaß des Schmerzes auch heute noch nicht vorstellen.

Jetzt ist die CD zu Ende. Welche Kraft in diesem Stück von Nazeri liegt. Welch magische, mystische Schlichtheit in dieser Perkussionsarchitektur, die das langsame Pulsieren des Gesangs trägt, den fernen Rhythmus der ersehnten Ekstase, ein hypnotischer *Dhikr*, der einem im Ohr bleibt und einen stundenlang begleitet. Nadim ist heute ein international anerkannter Lautenspieler, ihre Heirat hatte in der kleinen Ausländergemeinde von Damaskus großes Aufsehen erregt, sie kam so unvorhergesehen, so plötzlich, dass sie in den Augen vieler und vor allem in denen der französischen Botschaft von Damaskus verdächtig war – eine der zahllosen Überraschungen, für die Sarah bekannt ist, die letzte ist dieser besonders ergreifende Artikel über Sarawak: Kurz nach Nadims Ankunft verabschiedete ich mich bei ihnen, Sarah bedankte sich lang und breit für mein Kommen, fragte nach, ob ich noch einige Tage in Paris bliebe, ob wir Zeit fänden, uns wiederzusehen, nein, antwortete ich, am nächsten Tag würde ich nach Österreich zurückkehren; ich grüßte respektvoll den Professor, der nun über seinem Tisch völlig die Fassung verloren hatte, und ging weg.

Nachdem ich das Café verlassen hatte, setzte ich meinen Pariser Spaziergang fort. Ich grübelte, während ich durch das welke Laub auf den Kais der Seine schlurfte, lange über die wahren Gründe nach, die mich dazu getrieben haben könnten, meine Zeit mit der Disputation einer Doktorarbeit und dem darauffolgenden Umtrunk zu vergeuden, und im Lichtschein, der die brüderlichen Arme der Brücken in Paris umgab und sie dem Nebel entriss, ahnte ich, dass es etwas mit meinem Lebensweg zu tun haben musste, einem Schlendern, dessen Sinn und Zweck vermutlich erst a posteriori und sicher nur hier, in Wien, zum Vorschein kommen würde, wo Herr Gruber jetzt mit seinem grässlichen Köter von seinem Spaziergang zurückkommt: laute Schritte im Treppenhaus, ein kläffender Hund, und dann über mir, an meiner Decke, Galopp und Scharren. Herr Gruber hat es nie verstanden, rücksichtsvoll zu sein, aber er ist der Erste, der sich über meine CDs beschwert, Schubert geht ja noch, sagt er, aber diese alten Opern und diese, ähm, exotische Musik ist nicht unbedingt jedermanns Geschmack, wenn Sie wissen, was ich meine. Ich verstehe, dass die Musik Sie stört, Herr Gruber, und das tut mir sehr leid. Ich muss Ihnen allerdings sagen, dass ich in Ihrer Abwesenheit alles nur Erdenkliche ausprobiert habe, um ans Ohr Ihres Hundes zu dringen, und ich habe herausgefunden, dass einzig und allein Bruckner (und auch das nur in einer Lautstärke, die eigentlich nicht mehr akzeptabel ist) sein Scharren auf dem Parkettboden beruhigen und sein gellendes Bellen zum Verstummen bringen kann, über das sich übrigens das ganze Haus beschwert; ich habe mir sogar vorgenommen, eine wissenschaftliche Abhandlung zur Musiktherapie für Tiere darüber zu schreiben, was mir zweifelsohne die Glückwünsche meiner Kollegen einbringen wird: »Der Einfluss von Blechbläsern auf die Stimmung von Hunden, Ausblicke und Entwicklungen«.

Gruber hat Glück, dass ich selbst müde bin, sonst würde ich ihm umgehend einen Wirbel von *Tombak*-Schlägen hochschicken, exotische Musik für ihn und seinen Hund. Müde vom langen Tag der Erinnerungen, durch die ich – wozu sich verstellen – die Krankheit vergessen wollte, habe ich schon heute Morgen bei der Rückkehr vom Krankenhaus den Briefkasten geleert, ich dachte, der wattierte Umschlag würde jene aufschlussreichen Ergebnisse der medizinischen Untersuchungen ent-

halten, von denen mir das Labor eine Kopie zuschicken sollte: Bevor der Poststempel mich über meinen Irrtum aufklärte, schreckte ich minutenlang davor zurück, den Umschlag zu öffnen. Ich dachte, Sarah sei irgendwo zwischen Darjeeling und Kalkutta, und da taucht sie im sattgrünen Dschungel im Norden der Insel Borneo auf, in den ehemals britischen Besitzungen dieser dickbauchigen Insel. Das monströse Thema des Artikels, der trockene Stil, der so anders ist als ihre übliche Lyrik, hat etwas Erschreckendes; wochenlang haben wir uns keine Briefe geschrieben, und ausgerechnet jetzt, da ich die schwerste Zeit meines Lebens durchmache, erscheint sie auf diese einzigartige Weise wieder – ich habe den ganzen Tag mit ihr verbracht, damit, ihre Texte wieder zu lesen, was mich vom Grübeln abgehalten, mich abgelenkt hat, und wiewohl ich mir vorgenommen hatte, die Hausarbeit einer Studentin zu korrigieren, werde ich jetzt schlafen gehen, ich glaube, morgen früh ist noch Zeit genug, um in die Überlegungen dieser Studentin einzutauchen, *Der Orient in Glucks Wiener Opern*, denn mir fallen vor Müdigkeit schon die Augen zu, so dass ich alle Lektüre aufgeben und ins Bett gehen muss.

Das letzte Mal sah ich Sarah, als sie aus irgendwelchen akademischen Gründen drei Tage in Wien verbrachte. (Ich hatte ihr natürlich angeboten, bei mir zu wohnen, doch sie hatte abgelehnt mit der Begründung, die Organisation, die sie eingeladen habe, zahle ihr ein ausgezeichnetes, sehr wienerisches Hotel, auf das sie nicht zugunsten meines *durchgelegenen* Kanapees verzichten wolle, und ich war, geben wir es ruhig zu, stocksauer.) Sie hatte sich in einem Kaffeehaus im 1. Bezirk mit mir verabredet, einer dieser prunkvollen Einrichtungen, denen der Andrang von Touristen und älteren Wiener Herren jene dekadente Atmosphäre verlieh, die ihr gefiel, und sie war in blendender Form. Trotz des Nieselregens drang sie bald darauf, mit mir spazieren zu gehen, was mich verdrießlich stimmte, denn ich hatte nicht die geringste Lust, an einem feuchtkalten Herbstnachmittag den Urlauber zu spielen, aber sie sprühte vor Energie und konnte mich schließlich überreden. Sie wollte den D-Wagen bis zur Endstation oben in Nussdorf nehmen, dann ein wenig den Beethovenweg entlangwandern. Ich erwiderte, dass wir vor allem durch Matsch stapfen würden und deshalb besser hier im Viertel bleiben sollten – wir sind dann über den Graben bis zum Stephansdom flaniert, und ich habe

ihr zwei oder drei Anekdoten über Mozarts schlüpfrige Lieder erzählt, die sie zum Lachen brachten.

– Weißt du, Franz, meinte sie, als wir die Reihe der Kaleschen am Rand des Stephansplatzes entlanggingen, es gibt etwas ziemlich Interessantes bei den Leuten, die glauben, Wien sei das Tor zum Orient, worüber nun wiederum ich lachen musste.

– Lach du nur, aber ich meine es ernst, ich denke, ich werde darüber schreiben, über die Darstellungen Wiens als *Porta Orientis*.

Die Nüstern der Pferde dampften in der Kälte, und sie defäkierten ganz ruhig in die Lederbeutel, die man ihnen unter ihre Schwänze gebunden hatte, damit sie das edle Wiener Pflaster nicht verschmutzten.

– So viel ich auch darüber nachdenke, ich sehe das nicht, erwiderte ich. Hofmannsthals Formel von Wien als »Porta Orientis« scheint mir sehr ideologisch besetzt zu sein, verbunden mit seinem *Wunsch*, was den Platz des Kaiserreichs in Europa angeht. Die Floskel stammt von 1917 ... Natürlich haben wir *Cevapcici* und Paprika, aber abgesehen davon ist Wien mehr die Stadt von Schubert, Richard Strauss und Schönberg, und darin liegt meines Erachtens nichts Orientalisches. Und selbst in den Bildern und Vorstellungen der Wiener konnte ich außer dem Halbmond nur schwerlich irgendetwas erkennen, das auch nur ein wenig an den Orient erinnert.

Es ist ein Klischee. Ich rieb ihr meine Verachtung für diese Vorstellung, die so abgedroschen ist, dass sie keinen Sinn mehr ergibt, unter die Nase:

– Nur weil die Osmanen zweimal vor den Stadttoren lagen, wird man doch nicht gleich zum Tor des Orients.

– Darum geht es nicht; inwieweit diese Vorstellung der Realität entspricht, ist nicht die Frage, mich interessiert, warum so viele Reisende Wien und Budapest als die ersten »orientalischen« Städte betrachtet haben, und was uns das über die Bedeutung sagen kann, die sie diesem Wort gaben. Und wenn Wien das *Tor* zum Orient ist, zu welchem Orient hin öffnet es sich dann?

Ihre endlose, ewige Suche nach der Bedeutung des Orients – ich gebe zu, dass ich meine Gewissheiten in Frage gestellt, sie meinerseits überdacht habe, und wenn ich jetzt daran denke, während ich das Licht aus-

knipse, lag vielleicht etwas von Istanbul, etwas von *Öster-Reich*, dem Reich des Ostens, im Kosmopolitismus des Kaiserreichwiens, aber heute läge das in weiter, sehr weiter Ferne für mich. Wien ist seit langem nicht mehr die Hauptstadt des Balkans, und die Osmanen gibt es nicht mehr. Das Habsburgerreich war zweifellos das Reich der Mitte, und während mein Atem wie immer kurz vor dem Einschlafen ruhiger wird, während ich, das wohltuend kühle Kopfkissen unter meiner Wange und den Nachklang des *Zarb* noch im Ohr, die Autos über die nasse Straße gleiten höre, muss ich mir eingestehen, dass Sarah Wien zweifellos besser, gründlicher kennt als ich, nicht auf Schubert oder Mahler beschränkt, wie so oft Auswärtige eine Stadt besser kennen als ihre im Alltag gefangenen Bewohner – vor langer Zeit, ich hatte bereits diese Wohnung bezogen, vor unserer Abreise nach Teheran, schleppte sie mich ins Josephinum, die ehemalige Lehranstalt für Feldärzte, in dem sich eines der schauderhaftesten Museen befindet: eine Ausstellung anatomischer Modelle vom Ende des 18. Jahrhunderts, die zu Anschauungszwecken und zur Ausbildung von Chirurgen für die Armee konzipiert war, so dass man ohne Leichen und die damit verbundenen Gerüche auskam –, es sind Wachfiguren, die bei einer der größten Skulpturenwerkstätten in Florenz bestellt worden waren. Unter den in Schaukästen aus wertvollen Hölzern ausgestellten Modellen lag auf einem heute verblichenen rosa Kissen hingestreckt eine blonde junge Frau mit zarten Gesichtszügen, das Gesicht zur Seite gekehrt, den Nacken leicht geneigt, das Haar gelöst, mit einem goldenen Diadem über der Stirn, den Mund ein wenig geöffnet, mit einer schönen, zweireihigen Perlenkette um den Hals, ein Knie halb angezogen, die Augen geöffnet, in einer nahezu ausdruckslosen Pose, die aber bei längerer Betrachtung an Hingabe oder zumindest Passivität erinnert: Vollständig nackt, der Schamberg dunkler als ihr Haar und leicht gewölbt, war sie von großer Schönheit. Von der Brust bis zur Vagina offen wie ein aufgeschlagenes Buch, konnte man Herz, Lunge, Leber, Gedärme, Gebärmutter und Schlagadern sehen, als hätte ein Sexualstraftäter ihren Brustkorb und ihren Unterleib sorgfältig aufgeschlitzt und ihre Innereien mit außergewöhnlicher Geschicklichkeit freigelegt wie das Innere eines Nähkästchens, einer teuren Standuhr oder eines Automaten. Ihr langes, über das Kissen fließende Haar, ihr ruhiger Blick, ihre halb

geschlossenen Hände suggerierten sogar, dass sie Lust daran hätte empfinden können, und das ganze Objekt samt dem Glaskäfig und seinem Mahagonirahmen erregten zugleich Begehren und Entsetzen, Faszination und Abscheu: Ich stellte mir vor, wie die jungen Medizinstudenten vor zweihundert Jahren diesen Wachskörper entdeckten, warum denken wir vor dem Einschlafen an solche Dinge, wo es doch besser wäre, sich den Kuss einer Mutter auf unsere Stirn vorzustellen, diese zärtliche Geste, auf die man am späten Abend wartet und die nie kommt, und nicht anatomische Puppen, die vom Schlüsselbein bis zum Unterleib offen daliegen – was dachten wohl jene angehenden Knochenklempner vor diesem nackten Simulacrum, gelang es ihnen, sich auf den Verdauungsapparat oder das Atmungssystem zu konzentrieren, wo doch die erste Frau, die sie aus der Höhe ihrer Sitzreihen und ihrer zwanzig Jährchen so unbekleidet sahen, eine elegante Blondine war, eine künstliche Tote, der ein Bildhauer unter großen Anstrengungen alle Aspekte des Lebens mitgegeben hatte, für die er sein ganzes Können aufgewandt hatte, in der Kniebeuge, beim Teint der Schenkel, dem Ausdruck der Hände, der realistischen Gestaltung des Geschlechts, beim gelben Aderwerk der Milz, beim Dunkelrot der Lungenbläschen. Sarah geriet vor dieser Perversion in Entzücken, schau dir nur dieses Haar an, ist doch unglaublich, meinte sie, wie gekonnt sie drapiert ist, um Unbekümmertheit und Liebe auszudrücken, und ich hatte einen ganzen Hörsaal voller studierender Feldscherer vor Augen, die Laute der Bewunderung ausstießen, als ein schnaubbärtiger Professor rüde dieses Modell enthüllte, um mit dem Stock in der Hand nacheinander die inneren Organe aufzuzählen und mit Kennermiene den Clou des Spektakels anzutippen, den winzigen Fötus in der dunkelrosaroten Gebärmutter wenige Zentimeter über dem verblassenden, zarten blonden Schamhaar, der so feingliedrig war, dass man ihn für den Abglanz einer erschreckenden, verbotenen Zärtlichkeit halten konnte. Sarah hatte mich darauf aufmerksam gemacht, ist ja irre, sie ist schwanger, und ich habe mich gefragt, ob diese wächserne Gravidität eine Laune des Künstlers oder eine Forderung der Auftraggeber war, das ewig Weibliche in jeder Hinsicht, in all seinen Möglichkeiten zu zeigen; hatte man über dem feinen Schamhaar diesen Fötus erst einmal entdeckt, verstärkte das noch die sexuelle Spannung, die von die-

ser Komposition ausging, und es beschlich einen ein ungeheures Schuldgefühl, hatte man doch die Schönheit im Tod gefunden, einen Funken Lust in einem so perfekt zerlegten Körper – man konnte nicht umhin, sich den Augenblick der Empfängnis dieses Embryos vorzustellen, eine im Wachs verloren gegangene Zeit, und sich zu fragen, welcher Mann, aus Fleisch oder aus Harz, in diese makellosen Eingeweide eingedrungen war, um sie zu schwängern, und wandte sogleich den Blick ab: Sarah lächelte über meine Scham, sie hat mich immer für prude gehalten, sicher weil sie nicht begreifen konnte, dass es nicht an der Szene selbst lag, dass ich mich abwandte, sondern an der tatsächlich weitaus verwirrenderen Szene, die sich in meinem Kopf abspielte – und in der ich oder jemand, der mir ähnelte, dabei war, diese lebende Tote zu penetrieren.

Die restliche Ausstellung war entsprechend: Ein Gehäuteter ruhte friedlich, mit angezogenem Knie, als ob weiter nichts wäre, dabei bedeckte, um die bunte Vielfalt seines Blutkreislaufs zu zeigen, kein Quadratzentimeter Haut mehr seinen Körper, kein einziger; Füße, Hände, verschiedene Organe befanden sich in Präparatgläsern, dazu Teile von Knochen, Gelenken, Nerven, also alles, was ein Körper an großen und kleinen Geheimnissen birgt, und natürlich muss ich jetzt daran denken, heute Abend, in dieser Nacht, nachdem ich am Vormittag Sarahs schrecklichen Artikel gelesen und dann die Mitteilung über meine Erkrankung erhalten habe und jetzt auf die verdammten Analyseergebnisse warte, wechseln wir lieber das Thema, drehen wir uns um, der Mensch, der versucht einzuschlafen, dreht sich um und unternimmt einen neuen Anlauf, einen neuen Versuch, atmen wir tief durch.

Eine Straßenbahn rattert unter meinem Fenster vorbei, wieder eine, die die Porzellangasse hinunterfährt. Die Straßenbahnen, die hinauffahren, sind leiser, oder vielleicht sind es einfach auch nur weniger; wer weiß, ob die Stadtverwaltung nicht bestrebt ist, die Konsumenten in die Innenstadt zu bringen, ohne sich darum zu kümmern, wie sie anschließend wieder nach Hause kommen. Das Scheppern hat etwas Musikalisches, etwas von Alkans Etüde *Le chemin de fer*, nur langsamer, Charles-Valentin Alkan, der vergessene Klaviervirtuose, Freund von Chopin und Liszt, Heinrich Heine und Victor Hugo, von dem man erzählt, er sei von seinem Bücherregal erschlagen worden, als er in einem Fach nach

dem Talmud griff – neulich las ich, dies stimme wahrscheinlich nicht, es handele sich um eine weitere Legende, die sich um den legendären Komponisten rankt, der so brillant war, dass man ihn mehr als ein Jahrhundert lang vergessen hat, tatsächlich soll er von einer Garderobe oder einer schweren Hutablage erschlagen worden sein, der Talmud hatte a priori nichts damit zu tun. *Le chemin de fer* ist jedenfalls ein höchst virtuosos Klavierstück, man hört darin den Dampf und das Quietschen der ersten Eisenbahnzüge, für die rechte Hand galoppiert die Lokomotive und für die linke drehen sich ihre Pleuelstangen, was den wahrlich seltsamen Eindruck einer Vervielfachung der Bewegung erzeugt, und meiner Meinung nach furchtbar schwierig zu spielen – Kitsch, hätte Sarah dagegegehalten, reiner Kitsch diese Geschichte mit dem Zug, und sie hätte nicht ganz unrecht gehabt, diese programmatischen »imitativen« Kompositionen haben in der Tat etwas Antiquiertes, dennoch könnte das vielleicht die Idee zu einem Artikel sein, »Das Brausen von Zügen: die Eisenbahn in der französischen Musik«, wenn man zu Alkan noch *Pacific 231* von Arthur Honegger, die *Essais de locomotives* des Orientalisten Florent Schmitt und sogar die *Chant des chemins de fer* von Berlioz hinzunähme: Ich könnte auch selbst ein kleines Stück komponieren, *Porzellanstraßenbahnen*, für Glöckchen, *Zarb* und tibetanische Klangschalen. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde Sarah auch das für den allerletzten Kitsch halten; ob sie die Evokation der Bewegung eines Spinnrads, eines Pferds im Galopp oder der Abdrift eines Boots für ebenso kitschig halten würde, sicher nicht, ich glaube mich zu erinnern, dass sie wie ich Schuberts *Lieder* schätzte, jedenfalls haben wir häufig darüber gesprochen. Der Madrigalismus ist definitiv ein Streitfall. In den zarten Federn meines mit einem Baumwollbezug frisch bezogenen Kopfkissens bekomme ich Sarah nicht aus dem Kopf, ich kann mich einfach nicht erinnern, warum sie mich in dieses unglaubliche Wachsfigurenmuseum geschleppt hatte – woran arbeitet sie zu dem Zeitpunkt, als ich hierherzog, damals kam ich mir vor wie Bruno Walter, der dem Ruf des großen Mahlers folgt, um ihm an der Wiener Oper zu assistieren, nur hundert Jahre später: Siegreich zurückgekehrt von einem Feldzug im Orient, aus Damaskus, um genau zu sein, war ich berufen worden, meinem Professor an der Universität zu assistieren, und ich hatte beinahe auf Anhieb diese

Wohnung zwei Schritte vom herrlichen Campus entfernt gefunden, wo ich meines Amtes walten sollte, ein kleines Apartment, sicher, aber angenehm, trotz des Kratzens von Herrn Grubers Tier, und das Schlafsofa war, ganz gleich was Sarah dazu sagt, ganz in Ordnung, der Beweis: Als sie zum ersten Mal hier war, zum Zeitpunkt unseres seltsamen Besuchs im Museum der aufgeschnittenen Schönen, hatte sie mindestens eine Woche darauf geschlafen, ohne sich zu beklagen. Entzückt von Wien, entzückt darüber, dass ich ihr Wien zeigte, wie sie sagte, obgleich sie es war, die mich zu den unwahrscheinlichsten Orten in der Stadt schleppete. Natürlich habe ich ihr Schuberts Geburtshaus und die zahlreichen Wohnstätten Beethovens gezeigt; natürlich habe ich ein Vermögen ausgegeben (ohne es ihr zu verraten, denn ich log, was die Preise betraf), damit wir in die Oper gehen konnten – in Verdis von Schwertern und Wut erfüllten *Simon Boccanegra* in der Inszenierung des großen Peter Stein, hinterher war Sarah begeistert, verblüfft, überwältigt vom Opernhaus, dem Orchester, den Sängern, der Aufführung. Gott weiß, dass die Oper kitschig sein kann, dennoch hat sie sich Verdi und der Musik hingeegeben, nicht ohne mich wie immer auf eine amüsante Koinzidenz aufmerksam zu machen: Hast du mitbekommen, dass der Mann, der die ganze Oper hindurch zum Spielball der anderen wird, Adorno heißt? Der, der meint, er habe recht, der sich auflehnt, sich täuscht, am Ende aber zum Dogen ernannt wird? Das ist doch verrückt. Sie war unfähig abzuschalten, selbst in der Oper. Was hatten wir hinterher gemacht, sicher ein Taxi genommen, um in einem Heurigen zu Abend zu essen und die ungewöhnlich warme Frühlingsluft zu genießen, wenn die Hügel um Wien nach Gegrilltem, nach frischem Gras und Schmetterlingen riechen, das täte mir jetzt gut, ein bisschen Junisonne anstelle dieses endlosen Herbsts, dieses ständigen Regens, der gegen die Fensterscheibe prasselt – eilig, wie ich es hatte, mich hinzulegen und das Licht auszumachen, vergaß ich Idiot, die Vorhänge zuzuziehen, ich werde wohl wieder aufstehen müssen, nein, nicht jetzt, nicht jetzt, wo ich gerade unter einer Weinlaube beim Heurigen sitze und mit Sarah Weißwein trinke, um vielleicht Erinnerungen aufzufrischen an Istanbul, an Syrien, die Wüste, wer weiß, oder über Wien und seine Musik zu reden, über den tibetischen Buddhismus oder den Aufenthalt in Iran, der sich abzeichnete. Die Grin-

zinger Nächte nach den Nächten von Palmyra, der Grüne Veltiner nach dem libanesischen Wein, die Frische eines Frühlingabends nach den schwülen, durchwachten Nächten von Damaskus. Eine leicht verlegene Spannung. Schwatze sie da schon von Wien als dem Tor zum Orient, sie hatte mich schockiert, als sie Claudio Magris' *Donau*, eines meiner Lieblingsbücher, förmlich in der Luft zerriss: Magris sei ein Habsburg-Nostalgiker, meinte sie, sein Donaubuch eine furchtbare Ungerechtigkeit gegenüber den Balkanländern; je weiter er die Donau hinabfahre, umso weniger Informationen liefere er. Die ersten tausend Kilometer des Wasserlaufs nähmen zwei Drittel des Buchs ein; den weiteren tausendacht-hundert Kilometern widme er nur hundert Seiten: Sobald er Budapest verlasse, habe er fast nichts mehr zu sagen, vermittele er den Eindruck (im Gegensatz zur Ankündigung in seiner Einleitung), ganz Südosteuropa sei weit weniger interessant, als hätte sich dort nichts Bedeutendes abgespielt, als wäre dort nichts Bedeutendes gebaut worden. Das sei eine schrecklich »austrozentristische« Sicht der kulturellen Geographie, eine nahezu vollständige Negation der Identität des Balkans, von Bulgarien, Moldawien, Rumänien und vor allem ihres osmanischen Erbes.

Neben uns verschlang eine Tischgesellschaft von Japanern Wiener Schnitzel von märchenhafter Größe, die wie Ohren riesiger Teddybären zu beiden Seiten über den Rand der auch noch übergroßen Teller hingen.

Mit jedem Wort regte sie sich mehr auf, ihre Augen hatten sich verdunkelt, ihre Mundwinkel zitterten ein wenig; ich konnte nicht anders, ich musste scherzhaft dagegenhalten:

– Tut mir leid, aber ich versteh nicht, worum es geht; das Buch von Magris scheint mir kenntnisreich, poetisch und bisweilen sogar witzig zu sein, ein Spaziergang, ein gelehrter und subjektiver Spaziergang, was soll daran schlecht sein, sicher, Magris ist ein Spezialist für Österreich, er hat eine Doktorarbeit über das Bild des Kaiserreichs in der österreichischen Literatur des 19. Jahrhunderts geschrieben, also, was willst du, du wirst mich nicht von der Meinung abbringen, dass *Donau* ein großes Buch ist, ein weltweiter Erfolg zudem.

– Magris ist wie du, ein Nostalgiker. Ein melancholischer Triester, der dem Kaiserreich nachtrauert.

Sie übertrieb natürlich, der Wein tat das seine, sie war aufbrausend, redete immer lauter, so laut, dass sich unsere japanischen Tischnachbarn manchmal nach uns umdrehten; es machte mich allmählich etwas verlegen – außerdem wurmte mich das Wort Nostalgiker, auch wenn mir die Idee eines Austrozentrismus am Ende des 20. Jahrhunderts doch äußerst komisch erschien, sehr erheiternd.

– Die Donau ist ein Fluss, der Katholizismus, Orthodoxie und Islam verbindet, fügte sie noch hinzu. Das ist das eigentlich Wichtige: Sie ist mehr als ein Bindestrich, sie ist ... Sie ist ... ein Transportmittel. Die Möglichkeit des Übergangs.

Ich sah sie an, sie schien wieder ganz ruhig zu sein. Ihre Hand lag auf dem Tisch, ein Stück in meine Richtung geschoben. Zwischen den Weinspalieren und den Stämmen der Schwarzkiefern im blühenden Garten der Buschenschenke liefen Kellnerinnen in Spitzenschürzen mit schweren Tablett um uns herum, die beladen waren mit Karaffen, aus denen bei fast jedem Schritt der Mädchen auf den Kieswegen ein wenig von dem Weißwein herausschwappte, der so frisch aus den Fässern kam, dass er noch trübe war und schäumte. Ich hätte gern in Erinnerungen an Syrien geschwelgt; stattdessen erörtere ich die *Donau* von Magris. Sarah.

– Du hast das Judentum vergessen, sagte ich.

Etwas überrascht lächelte sie mich an; für einen Augenblick hatte sich ihr Blick aufgehellt:

– Ja, natürlich, auch das Judentum.

War das, bevor oder nachdem sie mich ins Jüdische Museum in der Dorotheergasse mitgenommen hat, keine Ahnung mehr, sie war entrüstet, absolut schockiert gewesen über die »Armut« dieses Museums, sie hatte sogar eine sehr ironische und recht vergnügliche *Zusätzliche Erläuterung zum offiziellen Führer des Jüdischen Museums Wien* verfasst. Ich sollte wieder einmal hingehen in den nächsten Tagen, nachsehen, ob sich etwas gebessert hat; damals war der Besuch nach Stockwerken organisiert, zuerst die wechselnden Ausstellungen, dann die ständige Sammlung. Der *holographische* Rundgang die herausragenden jüdischen Persönlichkeiten der Hauptstadt entlang schien ihr von unsäglicher Vulgarität, Hologramme für eine verschwundene Gemeinde, für Geister, welche fürchterliche Evidenz, von der Hässlichkeit dieser Bilder ganz zu schweigen.

Dabei war das erst der Beginn ihrer Entrüstung. Im obersten Stockwerk brach sie sogar in Gelächter aus, ein Lachen, das nach und nach in traurige Wut überging. In Dutzenden von Vitrinen, vollgestopft mit Gegenständen jeder Art, waren ohne jede Ordnung Hunderte von Bechern, Kerzenleuchtern, Tefillin, Schals, Tausende von Judaica angehäuft und mit einer summarischen und grauerregenden Erklärung versehen: *Zwischen 1938 und 1945 geraubte Gegenstände, deren Besitzer sich nie gemeldet haben*, oder so ähnlich, Kriegsbeute, die man aus den Trümmern des Dritten Reichs geborgen und unter dem Dach des Jüdischen Museums Wien aufgestapelt hatte wie auf dem Dachboden eines etwas unordentlichen Uropas, eine Ansammlung, ein Haufen von Trödelkram für einen skrupellosen Antiquitätenhändler. Und es besteht kein Zweifel, sagte Sarah, dass dies in bester Absicht geschah, bevor sich Staub auf die Dinge gelegt und diese Anhäufung ihren Sinn vollkommen verloren hätte, um einem Kapharnaum Platz zu machen, und Kapharnaum ist, nicht zu vergessen, sagte sie, der Name einer Stadt in Galiläa. Sie wechselte zwischen Wut und Lachen: Was gibt denn das für ein Bild von der jüdischen Gemeinde, ich sag's dir, stell dir eine Schulklasse beim Besuch dieses Museums vor, sie werden denken, diese verschwundenen Juden seien Finanzjongleure gewesen und hätten Kerzenleuchter gesammelt, und sie hatte zweifellos recht, es war deprimierend, und ich fühlte mich ein wenig schuldig.

Nach unserem Besuch im Jüdischen Museum ließ Sarah die Frage der Andersheit keine Ruhe mehr, auf welche Weise diese Ausstellung der Frage der Differenz aus dem Weg ging, um sich auf »bedeutende Persönlichkeiten«, die zum »Selben« gehörten, und eine Anhäufung »sinnentleerer« Gegenstände zu konzentrieren, die, wie sie sagte, die religiösen, kulturellen, sozialen und sogar die sprachlichen Unterschiede »entschärften«, um die materielle Kultur einer glänzenden und verschwundenen Zivilisation zu präsentieren. Das gleiche der Anhäufung kultischer Skarabäen in den Holzvitrinen des Kairoer Museums oder den Hunderten von Pfeilspitzen und knöchernen Schabmessern in einem Museum der Vorgeschichte, meinte sie. Der Gegenstand füllt die Leere aus.

Ich saß also ganz entspannt in einem Heurigen, um einen herrlichen Frühlingsabend zu genießen, und jetzt gehen mir Mahler und seine

Kindertotenlieder durch den Kopf, komponiert von dem Vater, der drei Jahre später in Maiernigg in Kärnten seine eigene tote Tochter in den Armen halten würde, Lieder, deren schreckliche Tragweite man erst lange nach seinem eigenen Tod 1911 verstanden hat: Manchmal wird die Bedeutung eines Werks auf entsetzliche Weise durch die Geschichte verstärkt, potenziert, in seinem Schrecken verzehnfacht. Es gibt keinen Zufall, würde Sarah sagen, die vom Buddhismus geprägt war, Mahlers Grab befindet sich auf dem Friedhof von Grinzing, zwei Schritte entfernt von diesem berühmten Heurigen, wo wir trotz der »danubischen« Auseinandersetzung einen wunderschönen Abend verbrachten, und diese *Kindertotenlieder* sind Gedichte von Friedrich Rückert, dem ersten großen orientalistischen Dichter Deutschlands zusammen mit Goethe, und schon wieder der Orient, immer der Orient.

Es gibt keinen Zufall, aber ich habe noch immer nicht die Vorhänge zugezogen, und die Straßenlampe an der Ecke zur Porzellangasse stört mich sehr. Nur Mut; wieder aufstehen fällt schwer, wenn man sich gerade hingelegt hat, ob man nun ein natürliches Bedürfnis übergangen hat, an das der Körper einen plötzlich erinnert, oder ob man vergessen hat, den Wecker zu stellen, der weit weg steht, es ist, vulgär gesprochen, zum Kotzen, man muss das Federbett zurückschlagen und mit den Zehenspitzen nach den Pantoffeln suchen, die nicht weit weg sein dürften, muss sich dazu durchringen, für das kurze Stück auf die Pantoffeln zu pfeifen, mit einem Satz zur Vorhangkordel zu springen, sich zu einem kurzen Abstecher im Badezimmer entschließen, im Sitzen urinieren, die Füße frei baumelnd, um einen weiteren Kontakt mit den eiskalten Fliesen zu vermeiden, muss dann so schnell wie möglich den umgekehrten Weg zurücklegen, um zu seinen Träumen zurückzukehren, die man am besten nie verlassen hätte, und dabei hat man immer dieselbe Melodie im Kopf, den man erleichtert aufs Kopfkissen sinken lässt – als Heranwachsender war es das einzige Stück von Mahler, das ich ertrug, und mehr noch, eines der seltenen Stücke, die mich zu Tränen rühren konnten, das Weinen der Oboe, dieser entsetzte Gesang, ich verbarg diese Leidenschaft wie ein kleines Schandmal, und heute stimmt es mich traurig zu sehen, wie Mahler strapaziert wird, vereinnahmt vom Kino und von der Werbung, sein schönes, schmales Gesicht derart eingesetzt, um

weiß Gott was zu verkaufen, man muss sich schon zurückhalten, um diese Musik nicht zu verabscheuen, die die Orchesterprogramme verstopft, die Kästen in den Plattenläden, die Radiosender, und letztes Jahr, zu seinem hundertsten Todestag, musste man sich die Ohren zustopfen, so sehr schwitzte Wien noch aus den unverdächtigsten Ritzen Mahler aus, man sah Touristen stolz Gustavs Konterfei auf ihren T-Shirts zur Schau stellen, Poster und Magneten für ihre Kühlschränke kaufen, und sicherlich besuchten ganze Scharen Klagenfurt, um sein Komponierhäuschen am Ufer des Wörthersees zu besichtigen – ich war noch nie dort, das wäre noch ein Ausflug, den ich Sarah vorschlagen könnte, das mysteriöse Kärnten durchstreifen: Es gibt keinen Zufall, Österreich liegt zwischen uns mitten in Europa, dort haben wir uns kennengelernt, ich bin schließlich dorthin zurückgekehrt, und sie hat nie aufgehört, mich hier zu besuchen. Mag es Karma sein oder Schicksal, je nachdem, welchen Namen man den Kräften geben will, an die sie glaubt: Das erste Mal waren wir uns in der Steiermark begegnet, anlässlich eines Kolloquiums, eines jener Hochämter des Orientalismus, die von den führenden Köpfen unserer Branche in regelmäßigen Abständen veranstaltet werden und die, wie es sich gehörte, einige »junge Forscher« in ihrem Kreis akzeptiert hatten – die Feuertaufe für sie und für mich. Ich hatte die Reise von Tübingen mit dem Zug angetreten, über Stuttgart, Nürnberg und Wien, und ich nutzte die wunderbare Fahrt, um letzte Hand anzulegen an meinen Vortrag (»Tonarten und Intervalle in der Musiktheorie Al Farabis«, übrigens eine äußerst prätentiose Überschrift in Anbetracht der wenigen gesicherten Erkenntnisse, die diese Zusammenfassung meiner Abhandlung enthielt), und vor allem, um *Kleine Welt: eine akademische Romanze* von David Lodge zu lesen, ein zwerchfellerschütterndes Buch, das, wie ich dachte, die beste Einführung in die Welt der Universität bildete (ich habe es schon lange nicht mehr wiedergelesen, es könnte einen langen Winterabend kurzweilig machen). Sarah präsentierte ein weitaus originelleres und besser ausgeführtes Papier als ich, »Das Wunderbare in Al-Masudis *Les prairies d'or* (Die Goldwiesen)«, ein Auszug aus ihrer Magisterarbeit. Als einziger »Musiker« fand ich mich in einem Panel von Philosophen; sie nahm merkwürdigerweise an einer Diskussionsrunde über »Arabische Literatur und okkulte Wissenschaft« teil. Das Kollo-

quium fand in Hainfeld statt, auf dem Anwesen des ersten großen österreichischen Orientalisten und Historikers des Osmanischen Reichs, Joseph von Hammer-Purgstall, des Übersetzers von *Tausendundeine Nacht* und des *Divan* von Hafis, der ein Freund des französischen Orientalisten Sylvestre de Sacy und allen anderen war, die damals zur kleinen Bande der Orientalisten zählten; 1835 hatte eine hochbetagte Steirische Adlige ihn zu ihrem Alleinerben erklärt und ihm neben ihrem Titel auch dieses Schloss vermacht, das größte *Wasserschloss* in der Steiermark. Von Hammer, der Lehrer Friedrich Rückerts, dem er in Wien Persisch beibrachte und mit dem er Auszüge aus dem *Divan von Schams-e Tabrizi* übersetzte, ist das Bindeglied zwischen dem vergessenen Schloss in der Steiermark und den *Kindertotenliedern*, die Mahler mit der Dichtung von Hafis und den Orientalisten des 19. Jahrhunderts verbindet.

Wie dem Programm des Kolloquiums zu entnehmen war, hatte die Universität Graz, unsere Gastgeberin in dem erlauchten Palast, alles gut organisiert: Wir sollten in den nahegelegenen Kleinstädten Feldbach oder Gleisdorf untergebracht werden; ein *extra gecharterter* Bus würde uns jeden Morgen nach Hainfeld fahren und abends, nach dem Essen im *Schlossrestaurant*, zurückbringen; drei Säle des Gebäudes waren als Debattenräume eingerichtet, einer davon war von Hammers herrliche Bibliothek, deren Regale noch mit seinen Sammlungen bestückt waren, und als Sahnehäubchen würde das Tourismusbüro der Steiermark über die ganze Dauer des Kolloquiums an Ort und Stelle *Verkostung und Verkauf lokaler Produkte* anbieten: Das alles erschien »unter besonderen Auspizien« zu stehen, wie Sarah heute sagen würde.

Der Ort war wirklich erstaunlich.

Von einem modernen Bauernhof, einem Wald und einem Sumpfgebiet eingezwängt, umgaben breite, für Vergnügungsfahrten angelegte Wassergräben ein zweistöckiges Gebäude mit dunkel gedecktem Steildach, das einen quadratischen Innenhof von fünfzig mal fünfzig Metern einschloss – ein so merkwürdig proportioniertes Schloss, dass es von außen trotz der großen Ecktürme viel zu niedrig für solche Ausmaße erschien, als hätte es ein Riese mit der Hand in die Ebene gedrückt. Der graue Putz an den schmucklosen Außenmauern fiel in großen Placken ab und legte das Mauerwerk frei, nur das große Eingangsportal – ein langer,

dunkler Tunnel mit einem Gewölbe aus gedrückten Spitzbögen – hatte seine barocke Pracht und zur großen Überraschung aller Orientalisten, die dort hindurchgingen, vor allem eine arabische Inschrift behalten, eine steinerne, als Hochrelief ausgeführte Kalligraphie, die das Anwesen und seine Bewohner mit ihren Segenswünschen beschützte: Es handelte sich ganz zweifellos um das einzige Schloss in ganz Europa, das auf diese Weise mit dem Namen Allahs des Mächtigen auf seinem Frontispiz drohte. Als ich aus dem Bus stieg, wunderte ich mich, was dieser Trupp Akademiker, den Kopf in den Nacken gelegt, wohl betrachten mochte, bevor ich meinerseits verdutzt auf das kleine Arabesken-Dreieck starrte, das sich wenige Kilometer von der ungarischen und slowenischen Grenze entfernt in diese katholischen Lande verirrt hatte: Hatte von Hammer diese Inschrift von einer seiner zahlreichen Reisen mitgebracht oder sie mühevoll von einem örtlichen Steinmetz kopieren lassen? Dieser arabische Willkommensgruß war aber nur die erste Überraschung, die zweite war auch nicht ohne: Trat man aus dem Tunnel heraus, hatte man plötzlich den Eindruck, sich in einem spanischen Kloster oder einem italienischen Kreuzgang zu befinden; rings um den riesigen Innenhof und über zwei Stockwerke verliefen endlose Arkaden mit sienabraunen Bögen, unterbrochen nur von einer weißen Barockkapelle, die mit ihrem Zwiebelglockenturm stark vom südländischen Anblick des Ganzen abstach. Sämtliche Wege des Schlosses führten also über diese riesige Loggia, auf die mit klösterlicher Gleichmäßigkeit die zahlreichen Zimmer hinausgingen, was für diese klimatisch nicht gerade für die mildesten Winter in Europa bekannte Ecke Österreichs ziemlich überraschend war und sich, wie ich später erfuhr, dadurch erklären lässt, dass der italienische Architekt die Gegend nur im Sommer besucht hatte. Solange man sich in diesem überdimensionierten *Cortile* aufhielt, hatte das Raabtal also etwas von der Toskana. Es war Anfang Oktober, und am Tag nach unserer Ankunft in der Steiermark herrschte kein gutes Wetter beim verblichenen Joseph von Hammer-Purgstall; etwas dumpf geworden von der Zugfahrt schlief ich wie ein Murmeltier in einer schmucken kleinen Pension mitten in einem Dorf, das mir (vielleicht wegen der Müdigkeit von der Reise oder dem dichten Nebel auf der Strecke, die sich von Graz an zwischen den Hügeln entlangschlangelte) wesentlich weiter

entfernt vom Schloss vorkam, als die Veranstalter es angekündigt hatten, schlafen wie ein Murmeltier, das sollte ich mir jetzt wirklich vornehmen, vielleicht sollte ich jetzt auch ein Mittel finden, das mich dumpf macht, eine lange Zugfahrt, eine Bergbesteigung, oder durch dunkle Bars ziehen und versuchen, ein Opiumkügelchen aufzutreiben, doch im Alsergrund gibt es wenig Chancen, auf eine Bande iranischer *Teriyaki*, also Opiumraucher, zu treffen: Leider exportiert Afghanistan, ein Opfer der Märkte, heute vor allem Heroin, eine Substanz, die noch schrecklicher ist als die Tabletten, die Doktor Kraus mir verschrieben hat, aber ich bin zuversichtlich, sehr zuversichtlich, Schlaf zu finden, und wenn nicht, wird schon irgendwann die Sonne aufgehen. Noch immer diese unglückselige Melodie im Kopf. Vor siebzehn Jahren hat Sarah (versuchen wir doch, durch eine Verlagerung des Kopfkissens Rückert, Mahler und die toten Kinder zu verscheuchen) weit weniger radikale Positionen vertreten, oder vielleicht ebenso radikale, diese aber zurückhaltender; ich versuche, sie wieder vor mir zu sehen, wie sie mit ihren langen, roten Locken aus diesem Bus vor Schloss Hainfeld gestiegen war; ihre Pausbacken und Sommersprossen gaben ihr ein kindliches Aussehen, von dem ihr tiefgründiger, fast harter Blick abstach; sie hatte schon ein orientalisches gewisses Etwas in ihrem Gesicht, im Teint und in der Form ihrer Augen, das mit dem Alter, wie mir scheint, zugenommen hat, irgendwo muss ich noch Fotos haben, sicher nicht welche von Hainfeld, aber viele vergessene Aufnahmen, Albumblätter, aus Syrien und Iran, jetzt fühle ich mich sehr ruhig, benommen, eingelullt von der Erinnerung an dieses österreichische Kolloquium, an das Schloss von Hammer-Purgstall und an Sarah auf dem Vorplatz, wie sie die arabische Inschrift betrachtet, ganz hingerissen und mit einem ungläubigen Kopfschütteln, wie oft habe ich diesen Kopf zwischen Staunen, Unschlüssigkeit und jener blasierten Reserviertheit schwanken sehen, die sie mir gegenüber zeigt, als ich sie das erste Mal grüße, nach ihrem Beitrag, angezogen von der Qualität ihres Textes und natürlich von ihrer außerordentlichen Schönheit, der kastanienbraunen Strähne, die ihr in den ersten Minuten, in denen sie ein wenig aufgeregt ist, vors Gesicht fällt, während sie aus ihrem Manuskript über »Monster und Wunder der *Goldwiesen*« vorträgt: über grauenerregende Ghule, Dschinn, *Hinn*, *Nisnas*, *Hawatifs*, seltsame und gefährliche

Kreaturen, magische Praktiken und Weissagungen, halbmenschliche Völker und Fabelwesen. Ich durchquere die große Gruppe der Wissenschaftler, die sich in der Kaffeepause auf einer der Loggien, die auf den italienischen Innenhof des steirischen Schlosses hinausgehen, um das Buffet drängen, und gehe zu ihr. Sie ist allein, lehnt am Geländer mit einer leeren Tasse in der Hand; sie betrachtet die weiße Fassade der Kapelle, die die Herbstsonne reflektiert, und ich sage zu ihr, entschuldigen Sie, ein wunderbarer Vortrag über Al-Masudi, unglaublich all diese Monster, und sie lächelt mir freundlich zu, ohne etwas zu antworten, beobachtet mich, wie ich mit ihrem Schweigen und meiner Schüchternheit ringe: Ich verstehe sofort, dass sie abwartet, ob ich mich in Banalitäten verliere. Ich begnüge mich mit dem Angebot, ihr noch eine Tasse zu holen, sie lächelt mir wieder zu, und fünf Minuten später unterhalten wir uns aufs Beste über Ghule und Dschinn; das Faszinierende, sagt sie, ist die Unterscheidung, die Al-Masudi zwischen den *bezeugten, wahrhaften* Kreaturen und den reinen Erfindungen des Volksglaubens trifft: Für ihn sind Dschinn und Ghule ganz real, er sammelt alle Zeugnisse über sie, die seinen Kriterien genügen, während beispielsweise *Nisnas* oder Greife und der Phönix Legenden darstellen. Von Al-Masudi erfahren wir viele Einzelheiten über das Leben der Ghule: Da ihre Gestalt und ihr Instinkt sie von allen anderen Lebewesen trennt, wie er sagt, suchen sie die wildeste Einsamkeit und fühlen sich nur in der Wüste wohl. Körperlich ähneln sie zugleich dem Menschen und der wildesten Bestie. Als »Naturforscher« interessiert sich Al-Masudi für die Frage, wie Ghule auf die Welt kommen und sich fortpflanzen, ob es sich wirklich um Tiere handelt: Er schließt auch die Möglichkeit fleischlicher Beziehungen zu Menschen mitten in der Wüste nicht aus. Allerdings gibt er der These indischer Gelehrter den Vorzug, die Ghule für Manifestationen der Energie bestimmter Sterne halten, wenn diese am Himmel aufziehen.

Ein Kongressteilnehmer mischt sich in unser Gespräch ein, er scheint sich besonders für die Möglichkeiten der Paarung zwischen Menschen und Ghulen zu interessieren. Es ist ein recht sympathischer Franzose namens Marc Faugier, der sich mit viel Humor als »Spezialist für arabische Paarung« bezeichnet – Sarah stürzt sich in schreckenerregende Erklärungen über die Reize dieser Monster: Wenn im Jemen, erklärt sie, ein

Mann im Schlaf von einer Ghula vergewaltigt worden ist, was man an einem starken Fieber und Pusteln an den falschen Stellen feststellt, benutzte man einen Theriak, der aus Opium und Pflanzen bestand, die keimen, wenn der Hundstern aufgeht, dazu Talismane und Beschwörungsformeln; wenn der Tod eintritt, muss man den Leichnam in der auf das Ableben folgenden Nacht verbrennen, um die Geburt der Ghula zu verhindern. Überlebt der Kranke, was selten der Fall ist, dann tätowiert man ihm ein magisches Zeichen auf die Brust – allerdings beschreibt offenbar kein einziger Autor die Geburt des Monsters ... Die in Lumpen und alte Decken gehüllten Ghule versuchten Reisende durch ihren Gesang vom Weg abzubringen, sie sind ein wenig die Sirenen der Wüste: Wenngleich ihr wahres Gesicht und ihr wahrer Geruch die eines verwesenden Leichnams sind, so haben sie doch die Macht, sich zu verwandeln, um einen Menschen, der sich verirrt hat, zu bezaubern. Ein vorislamischer Dichter mit dem Beinamen Taabbata Sharran, »der, der das Unglück unter seinem Arm trägt«, erzählt von seiner Liebesbeziehung mit einer Ghula: »Im Morgengrauen«, sagt er, »kam sie zu mir, um meine Gefährtin zu sein; ich bat sie um ihre Gunst, und sie hat sich niedergekniet. Wenn man mich nach meiner Liebe fragt, werde ich sagen, dass sie sich in den Tälern der Dünen versteckt.«

Der Franzose sieht aus, als fände er dies schändlich, aber auf vergnügliche Weise schändlich; mir scheint diese Leidenschaft des Dichters und des Monsters eher berührend. Sarah ist unerschöpflich: Während die meisten Wissenschaftler zu ihren Panels und Vorträgen zurückkehren, bleibt sie auf dieser Loggia und redet weiter. Bald sind wir draußen allein, zu dritt im anbrechenden Abend; das Licht ist jetzt orange, letzte Schimmer der Sonne oder erste elektrische Lichter im Hof. Sarahs Haar glänzt.

– Wissen Sie, dass Schloss Hainfeld ebenfalls Monster und Wunder verbirgt? Natürlich ist es das Wohnhaus des Orientalisten von Hammer, aber dieser Ort hat auch Sheridan Le Fanu zu seinem Roman *Carmilla* inspiriert, der ersten Vampirgeschichte, die der besseren Gesellschaft Englands ein Jahrzehnt vor *Dracula* Schauer über den Rücken jagte. Der erste Vampir in der Literatur ist eine Frau. Haben Sie die Ausstellung im Erdgeschoss gesehen? Das ist wirklich unglaublich.

Sarah verfügt über eine außergewöhnliche Energie; sie fasziniert mich, deshalb folge ich ihr durch die Gänge des riesigen Gebäudes. Der Franzose ist bei seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen geblieben, Sarah und ich hingegen schwänzen die Vorträge, begeben uns in der Dunkelheit der Schatten und der vergessenen Kapellen auf die Suche nach den Erinnerungen an die geheimnisvollen steirischen Vampire – die Ausstellung befindet sich tatsächlich im Unter- und nicht im Erdgeschoss, in den zu diesem Zweck hergerichteten Kellergewölben; wir sind die einzigen Besucher; im ersten Ausstellungsraum wechseln sich mehrere große Kreuzigungen auf bemalten Holztafeln ab mit alten Heldebarden und Darstellungen von Scheiterhaufen, brennenden Frauen in Lumpen, *Die Hexen von Feldbach*, wie der Bildhinweis erläutert; die Ausstellungsmacher haben uns entsprechende Klänge nicht erspart, ein fernes Gebrüll, das in einem wilden Knistern untergeht. Ich bin betroffen von der großen Schönheit dieser Menschen, die den Handel mit dem Dämon mit ihrem Leben bezahlen und die die mittelalterlichen Künstler halbnaakt darstellen, Fleisch, das sich in Flammen kräuselt, verfluchte Undinen. Sarah betrachtet und gibt Erläuterungen. Ihre Gelehrtheit ist außergewöhnlich, wie kann sie nur all diese Erzählungen so gut kennen, all diese Geschichten aus der Steiermark, wo sie doch auch erst angekommen ist, das ist ein wenig beunruhigend. Langsam wird mir unheimlich, ich bekomme kaum noch Luft in diesem feuchten Keller. Der zweite Raum ist den Liebes- und Zaubertränken gewidmet; eine Brunenschale aus Granit mit eingeritzten Runen enthält eine unappetitliche schwarze Flüssigkeit, und während man sich ihr nähert, erklingt eine Klaviermusik, in der ich ein Thema von Georges Gurdjieff zu erkennen glaube, eine seiner esoterischen Kompositionen; an der Wand auf der rechten Seite hängt eine Darstellung von Tristan und Isolde auf einem Schiff beim Schachspiel; Tristan trinkt aus einem großen Becher, den er in der rechten Hand hält, während ein Page mit Turban aus einem Schlauch den Liebestrank für Isolde einschenkt, die das Schachbrett betrachtet und zwischen Daumen und Zeigefinger eine Figur hält – hinter ihnen beobachtet sie die Dienerin Brangaine, und das endlose Meer breitet seine Wellen aus. Plötzlich komme ich mir vor, als wären wir im dunklen Wald bei dem Granitbrunnen in *Pelléas und Mélisande*; Sarah

wirft zum Spaß einen Ring in die schwarze Flüssigkeit, was die Lautstärke der weit ausgreifenden und geheimnisvollen Melodie Gurdjieffs anschwellen lässt; ich betrachte sie, wie sie auf dem Rand der steinernen Brunnenschale sitzt; ihre langen Locken streichen über die Runen, während sie ihre Hand in das dunkle Wasser taucht.

Der dritte Raum, zweifellos eine ehemalige Kapelle, ist *Carmilla* und den Vampiren gewidmet. Sarah erzählt mir, wie der irische Schriftsteller Sheridan Le Fanu, einige Jahre bevor sich der Orientalist von Hammer hier niedergelassen hat, einen ganzen Winter in Hainfeld verbrachte; *Carmilla* beruht auf einer wahren Begebenheit, sagt sie: Graf Purgstall hat hier tatsächlich eine seiner verwaisten Verwandten namens Carmilla aufgenommen, die unverzüglich eine enge Freundschaft zu seiner Tochter Laura geknüpft hat, als würden sie sich schon seit einer Ewigkeit kennen – und sehr schnell pflegten die beiden einen intimen Umgang, teilten Geheimnisse und Leidenschaften. Laura beginnt von Fabelwesen zu träumen, die sie nachts besuchen, sie umarmen und streicheln; manchmal verwandeln sie sich in ihren Träumen in Carmilla, so dass Laura sich schließlich fragt, ob Carmilla nicht vielleicht ein verkleideter junger Mann ist, was ihre Verwirrung erklären würde. Laura erkrankt, fällt in eine Mattigkeit, die zu kurieren keinem Arzt gelingt, bis der Graf zufällig von einem ähnlichen Fall erfährt, der sich einige Kilometer entfernt zugetragen hat: Etliche Jahre zuvor war eine junge Frau mit zwei kreisrunden Wundmalen am Hals gestorben, ein Opfer des Vampirs Millarca Karstein. Carmilla ist nichts anderes als ein Anagramm und die Reinkarnation von Millarca; sie ist es, die Laura die Lebenskraft aussaugt – der Graf musste sie umbringen und mit Hilfe eines grauenhaften Rituals ins Grab zurückschicken.

Im hinteren Teil der Krypta, wo große, blutrote Schilder die Verbindungen zwischen Hainfeld und den Vampiren erklären, steht ein Himmelbett mit weißen Betttüchern, frisch bezogen, und Holzverkleidungen, die mit glänzenden Seidenvorhängen bespannt sind, von unten angestrahlt von einem sehr sanften Licht, das die Gestalter der Ausstellung dort installiert haben; auf dem Bett liegt in einem luftigen Kleid der Körper einer jungen Frau, eine Wachsfigur, die eine Schlafende oder eine Tote darstellt; über ihrer linken Brust hat sie zwei rote Male, die

deutlich durch die Seide oder die Spitze durchscheinen – Sarah tritt fasziniert ans Bett; sie beugt sich über die junge Frau, streichelt sanft ihr Haar, ihre Brust. Ich bin verlegen, frage mich, was diese plötzliche Leidenschaft bedeutet, bevor ich selbst ein Begehren verspüre, das mir den Atem verschlägt: Ich beobachte, wie Sarahs Schenkel in ihrer schwarzen Strumpfhose am leichten Stoff des weißen Nachthemds reiben, ihre Hand flüchtig über den Bauch der Statue streicht, ich schäme mich für sie, schäme mich sehr, plötzlich versinke ich, atme schwer, hebe den Kopf von meinem Kopfkissen hoch, ich liege im Dunkeln, aber das letzte Bild ist geblieben, dieses barocke Bett, diese schreckliche und zugleich liebliche Krypta, ich mache meinen Mund weit auf, atme die frische Luft meines Schlafzimmers ein, die Berührung mit dem Kopfkissen und das Gewicht der Daunendecke beruhigen mich wieder.

Zurück bleibt große Scham vermischt mit einer Spur von Begehren.

Was für ein Erinnerungsvermögen in Träumen!

Man wacht auf, ohne eingeschlafen zu sein, während man versucht, in sich die Fetzen der Lust am anderen festzuhalten.

Es gibt Ecken, die leicht auszuleuchten sind, und andere, dunklere. Die dunkle Flüssigkeit hat sicher etwas zu tun mit dem schrecklichen Artikel, den ich heute Vormittag erhielt. Witzig, dass sich Marc Faugier in meine Träume einschleicht, ich habe ihn schon seit Jahren nicht mehr gesehen. Spezialist für den arabischen Koitus, darüber hätte er sehr gelacht. Er war natürlich nicht auf dem Kolloquium. Warum, durch welche geheime Assoziationskette er mir dort erschien – ich weiß es nicht.

Es war tatsächlich das Schloss Hainfeld, aber, wie mir scheint, war es noch größer als in Wirklichkeit. Jetzt spüre ich eine äußerst heftige körperliche Schwäche, einen Trennungsschmerz, als hätte man mir Sarahs Körper gerade entzogen. Liebestränke, Keller, tote Mädchen – wenn ich daran zurückdenke, habe ich den Eindruck, ich hätte selbst in diesem Himmelbett gelegen, mich auf meinem eigenen Totenbett glühend nach Sarahs tröstlicher Zärtlichkeit gesehnt. Das Gedächtnis ist wirklich erstaunlich, der grässliche Gurdjieff, mein Gott. Was hat der dort zu suchen, dieser alte orientalistische Okkultist, ich bin mir sicher, dass diese sanfte und bezaubernde Melodie nicht von ihm stammt, Träume tragen Masken, und diese hier war wirklich düster.

Von wem ist dieses Klavierstück, es liegt mir auf der Zunge, es könnte Schubert sein, aber er ist es nicht, vielleicht eine Passage aus Mendelssohns *Romance sans paroles D-Dur für Violoncello und Klavier*, jedenfalls ist es kein Stück, das ich häufiger höre, so viel steht fest. Wenn ich gleich wieder einschlafe, werde ich es vielleicht herausfinden, mit Sarah und den Vampiren.

Soviel ich weiß, gab es keine Krypta in Hammers Schloss, weder eine Krypta noch eine Ausstellung, im Erdgeschoss befand sich eine durch und durch steirische Gaststätte, in der man Schnitzel, Gulasch und Serviettenknödel servierte – doch Sarah und ich waren uns tatsächlich sofort sympathisch, auch ohne Ghule oder übernatürliche Koitusse, wir nahmen alle Mahlzeiten zusammen ein und musterten gemeinsam eingehend die Regale in der Bibliothek des erstaunlichen Joseph von Hammer-Purgstall. Ich übersetzte für sie die deutschen Titel, die sie nicht recht verstand; ihr Arabisch war meinem weit überlegen und erlaubte es ihr, mir den Inhalt von Werken zu erklären, von denen ich nicht das Geringste verstand, und wir blieben lange allein, Schulter an Schulter, während die anderen Orientalisten alle in den Gasthof geeilt waren aus Angst, es könnte nicht genügend Kartoffeln für alle geben – ich kannte sie erst seit einem Tag, und schon standen wir eng aneinander und beugten uns über ein altes Buch, wahrscheinlich tanzten meine Augen über den Zeilen und es schnürte mir die Brust zusammen, zum ersten Mal nahm ich den Geruch ihrer Locken wahr, zum ersten Mal erfuhr ich die Wirkung ihres Lächelns und ihrer Stimme: Es ist wirklich seltsam, sich vorzustellen, dass wir, ohne jede Aufsicht in dieser Bibliothek, deren großes Fenster auf einen kleinen Balkon über dem südlichen Wassergraben hinausging (die einzige Auskragung an der ansonsten fast schon eintönig gleichmäßigen Außenfassade), eine Gedichtsammlung Friedrich Rückerts in der Hand hielten, die er eigenhändig seinem alten Lehrer Hammer-Purgstall gewidmet hatte – in einer breiten und weit geschwungenen Handschrift, mit einer verschnörkelten, etwas vergilbten Signatur, datiert auf 1836 in Neuses, irgendwo in Franken, während vor uns, am Ufer des Wassergrabens, jene wohlriechenden Sumpfpflanzen zitterten, die Kalmus heißen und aus denen man einst das Kalamos genannte Schreibrohr schnitt. »*Beshnow az ney tchoun hekayat mikonad*«,

»Höre dem *Ney* zu, wie er Geschichten erzählt«, heißt es zu Beginn von Rumis *Mathnawi*, und es war wunderbar zu sehen, dass diese beiden Übersetzer aus dem Persischen, Hammer und Rückert, dort versammelt waren, während uns draußen das Schilfrohr eine majestätische Synästhesie bot, in der auf einen Schlag die Zärtlichkeit der Schubert'schen und Schumann'schen Lieder, die persische Dichtung, die Wasserpflanzen, aus denen man dort im Orient Flöten herstellt, und unser beider reglosen und einander kaum berührenden Körper zusammenkamen, im Dämmerlicht dieser Bibliothek mit den riesigen Holzregalen, deren Fachböden sich hinter den mit Intarsien verzierten Vitrintüren unter dem Gewicht der Jahre und der Bücher durchbogen. Ich las Sarah einige Gedichte aus dem schmalen Band von Rückert vor, versuchte, sie so gut wie möglich für sie zu übersetzen – diese Stegreifübersetzung war sicherlich keine Glanzleistung, aber ich wollte den Moment nicht einfach so vorübergehen lassen, ich gebe zu, ich nahm mir viel Zeit, und sie unternahm keinen Versuch, mein Zögern abzukürzen, als hätten wir einen Schwur gelesen.

Ein seltsamer Schwur, denn sie hätte sich wohl nicht mehr an diesen Moment erinnert, oder vielmehr, sie hätte ihm nie die gleiche Bedeutung beigemessen wie ich, der Beweis ist dieser widernatürliche Artikel, den sie mir heute Morgen ohne ein Begleitwort geschickt hat und der mir die Alpträume einflößt, die eines alten Opiumrauchers würdig sind.

Mit weit geöffneten Augen, seufzend, und mit leichtem Fieber, muss ich jetzt dennoch versuchen, wieder einzuschlafen (mich fröstelt an den Waden, ich bin glühend heiß bei eisiger Kälte sozusagen) und Sarah zu vergessen. Seit langem schon zählt man keine Schafe mehr; »*Go to your happy place*«, sagte man in einer Fernsehserie zu einem Sterbenden, und ich frage mich, was mein *happy place* sein würde, irgendwo in der Kindheit, im Sommer am Ufer eines Sees im Salzkammergut, in einer Oper von Franz Lehár in Bad Ischl, oder mit meinem Bruder in einem Autodrom im Prater, vielleicht in der Touraine bei meiner Großmutter, einem Landstrich, der uns außerordentlich exotisch und fremd vorkam, ohne es zu sein, in dem die Muttersprache, für die wir uns in Österreich beinahe schämten, plötzlich von der Mehrheit gesprochen wurde: In Ischl war alles Kaiserzeit und Tanz, in der Touraine war alles französisch, wir

schlachteten Hühner und Enten, pflückten grüne Bohnen, verjagten Spatzen, aßen schimmlichen, in Asche gewendeten Käse, besuchten Märchenschlösser und spielten mit Cousins, deren Idiom wir nicht ganz verstanden, denn wir sprachen ein Erwachsenenfranzösisch, das Französisch unserer Mutter und einiger französisch sprechenden Bekannten, ein wienerisches Französisch. Ich sehe mich noch als Gartenkönig mit einem Stock in der Hand, als Kapitän auf einem Leichter, der unter den Mauern des Schlosses aus Alexandre Dumas' *Die Dame von Montsoreau* die Loire hinunterfährt, oder auf dem Fahrrad in den Weinbergen um Chinon – bei den Erinnerungen an die Orte meiner Kindheit werde ich ganz wehmütig, vielleicht weil sie so grausam verschwunden sind, ein Vorgeschmack auf mein Verschwinden, die Krankheit und die Angst.

Ein Wiegenlied? Was bietet der Katalog der Wiegenlieder: Brahms, der klingt wie eine billige Spieldose, die alle Kinder Europas aus dem Bauch eines rosa oder blauen Plüschtiers im Bett gehört haben, Brahms, der Volkswagen unter den Wiegenliedern, leistungsstark und wirkungsvoll, es gibt nichts, was Sie schneller einschlafen lässt als Brahms, dieser böswillige, bärtige Schumann-Plünderer, der keine Kühnheit, keine Verrücktheit kannte – Sarah schwärmte für eines der Sextette von Brahms, sicher das erste, Opus 18 nach meiner Erinnerung, mit einem, wie soll man sagen, überwältigenden Thema. Es ist amüsant, dieses verdammte Wiegenlied von Brahms, grauenhaft einfach, wie es die wirkungsvollsten Schwertstreiche immer sind, ist die wahre Hymne Europas, die von Athen bis Reykjavík ertönt und sich über unsere bezaubernden Blondschöpfe ergießt. Vor ihm Schumann, Chopin, Schubert, Mozart und *tutti quanti*, na, das wäre doch mal ein Thema für einen Artikel, die Analyse des Wiegenlieds als Genre mit seinen Auswirkungen und Vorurteilen – zum Beispiel gibt es nur wenig Wiegenlieder für Orchester, das Wiegenlied gehört per definitionem zur Kammermusik. Soviel ich weiß, gibt es kein Wiegenlied für elektrisches oder präpariertes Klavier, aber das müsste noch überprüft werden. Kann ich mich an ein zeitgenössisches Wiegenlied erinnern? Arvo Pärt, der fromme Este, hat Wiegenlieder komponiert, Wiegenlieder für Chor und Streichorchester, Wiegenlieder, um ganze Klöster einzuschläfern, ich habe in meiner vernichtenden Kritik seines Orchesterwerks *Orient – Occident* davon gesprochen: Man

hat die Schlagsäle bildhaft vor Augen, in denen die Mönchlein, unter der Leitung eines bärtigen Popen, vor dem Einschlafen singen. Trotzdem muss man wohl anerkennen, dass in Pärts Musik etwas Tröstliches liegt, etwas von der spirituellen Sehnsucht der westlichen Massen, der Sehnsucht nach einfacher Musik, die wie Glocken klingt, nach einem *Orient*, in dem nichts von der Verbindung verloren ist, die den Menschen mit dem Himmel vereint, einem durch das christliche *Credo* an den *Okzident* angenäherten *Orient*, einem spirituellen Trümmerstück, einer Kapsel für Momente der Verlassenheit – doch welches Wiegenlied ist für mich, wo ich hier und jetzt im Dunkeln liege und Angst habe, ich habe Angst, Angst vor Krankheit und Krankenhaus: Ich versuche die Augen zu schließen, doch ich fürchte dieses Duell mit meinem Körper, mit meinem Herzschlag, der mir dann zu rasen scheint, den Schmerzen, die sich, sobald man sich für sie interessiert, an allen Ecken und Enden des Körpers vervielfachen. Der Schlaf müsste unversehens kommen, von hinten, wie der Henker, der einen stranguliert oder enthaupetet, wie der Feind, der zuschlägt, ich könnte ganz einfach eine Tablette nehmen, statt mich wie ein ängstlicher Hund zwischen meinen feuchten Decken zusammenzukrümmen, die ich zurückschlage, es ist zu warm darunter, kommen wir auf Sarah zurück und auf die Erinnerung, sie sind doch beide gleichermaßen unvermeidlich: Sie hat auch eine Krankheit, eine völlig andere als ich, sicher, aber trotzdem eine Krankheit. Diese Sarawak-Geschichte bestätigt vielleicht meine Zweifel, würde sie sich sonst ihrerseits, und zwar mit Haut und Haar, an den Orient verlieren wie all die Persönlichkeiten, deren Leben sie so intensiv erforscht hat.

Nach Hainfeld und der Rückert-Lektüre wurde unsere Freundschaft wirklich besiegelt durch einen kleinen Ausflug zu einem dreißig Kilometer entfernten Ort, den wir am Ende des Kolloquiums unternahmen: Sie hatte mich eingeladen, sie zu begleiten, ich hatte selbstverständlich zugesagt und so getan, als ob meine Zugfahrkarte leicht umzutauschen gewesen wäre – nach dieser kleinen Lüge nahm ich dann an dieser Spazierfahrt teil zum Leidwesen des Kellners aus der Gaststätte, der den Wagen fuhr und sicher gedacht hatte, mit Sarah allein unterwegs zu sein. Jetzt ist mir völlig klar, dass ebendies der Grund für ihre Einladung war, ich sollte den Anstandswauwau spielen oder dieser Spazier-

fahrt jeden Anflug eines romantischen Abenteurers nehmen. Da Sarah kaum Deutsch sprach und ihr Aushilfs-Chauffeur Englisch nur schlecht beherrschte, wurde ich außerdem (dessen wurde ich mir leider ziemlich schnell bewusst) für die Konversation benötigt. Ich war halbwegs beeindruckt gewesen vom eigentlichen Grund des Ausflugs: Was Sarah unbedingt sehen wollte, war das Denkmal für die Schlacht bei St. Gotthard oder vielmehr bei Mogersdorf, einen Steinwurf von Ungarn entfernt – doch warum interessierte sie sich überhaupt für eine Schlacht von 1664 gegen die Osmanen, für den Sieg des Heiligen Römischen Reichs und seiner französischen Verbündeten in einem abgelegenen Dorf, auf einem Hügel über dem Tal der Raab, einem Nebenfluss der Donau, der ein paar Hundert Meter entfernt vom Hainfelder Schilf vorbeifloss? Ich sollte es bald erfahren, doch zuvor musste ich eine Dreiviertelstunde lang das Palaver mit einem nicht gerade freundlichen jungen Typen hinnehmen, der sehr enttäuscht war, dass ich neben ihm saß und nicht Sarah in ihrem Minirock – ich meinerseits fragte mich, wieso ich all die Unkosten auf mich genommen hatte, neue Zugfahrkarte, zusätzliche Hotelnacht in Graz, um mit diesem Kellner ein Schwätzchen zu halten, der allerdings, geben wir es ruhig zu, gar kein so schlechter Kerl war. (Ich werde mir darüber klar, dass Sarah, die ruhig auf dem Rücksitz saß, sich ins Fäustchen gelacht haben muss, dass es ihr gelungen war, zwei erotischen Fallstricken zugleich auszuweichen, da sich die beiden Anwärter in ihrer wechselseitigen Trauer und Enttäuschung neutralisierten.) Er war aus Riegersburg und hatte dort an der Hotelfachschule studiert; unterwegs erzählte er uns ein oder zwei Anekdoten über die Burg der Gallerin, den Stammsitz der Purgstalls, ein Adlernes, das seit dem Jahr 1000 auf einer Felsspitze lag und das weder die Ungarn noch die Türken jemals hatten einnehmen können. Das Raabtal rollte sein vom Herbst orange gefärbtes Laubwerk aus, um uns herum leuchteten die Hügel und die alten erloschenen Vulkane der Steiermark mit ihrem satten Grün endlos bis in den grauen Himmel, und an den Hängen wechselten sich Wälder und Weinberge ab, eine perfekte Mitteleuropa-Landschaft; mit ein paar Nebelschleiern, Feenwispern und Hexengeschrei als klanglichem Hintergrund wäre die Szenerie vollkommen gewesen – stattdessen hatte ein feiner Nieselregen eingesetzt; es war elf Uhr vor-

mittags, doch es hätte ebenso gut fünf Uhr nachmittags sein können, und ich fragte mich, was ich da eigentlich machte an jenem Sonntag, wo ich doch in meinem Zug hätte sitzen und in aller Ruhe nach Tübingen hätte fahren können, statt mit einer mir unbekanntem oder nahezu unbekanntem Frau und dem Kellner eines Landgasthofs, der seinen Führerschein wahrscheinlich erst im Sommer zuvor gemacht hatte, ein abgelegenes Schlachtfeld zu besuchen – und so machte ich mit der Zeit ein immer mürrischeres Gesicht; natürlich verpassten wir eine Abzweigung und erreichten die ungarische Grenze kurz vor der Stadt Szentgotthárd, deren Häuser man hinter den Zollbaracken schon erkennen konnte; der junge Chauffeur war verlegen; wir kehrten um – Mogersdorf lag ein paar Kilometer entfernt an der Flanke jenes Bergvorsprungs, der uns interessierte: dem Heerlager des Heiligen Römischen Reichs, das durch ein in den sechziger Jahren errichtetes monumentales Betonkreuz von vielleicht zehn Metern Höhe als solches ausgewiesen war; eine Kapelle aus dem gleichen Baumaterial und derselben Epoche vervollständigte das Ganze, und in geringer Entfernung wurde auf einer steinernen Orientierungstafel die Ansicht von der Schlacht ausgebreitet. Es herrschte klare Sicht; man sah das Tal, das sich zu unserer Linken ostwärts Richtung Ungarn erstreckte; zum Süden hin falteten sich die dreißig oder vierzig Kilometer, die uns von Slowenien trennten, zu Hügeln auf. Sarah war kaum aus dem Wagen gestiegen, als sie auch schon aufgeregt hin und her lief; nach einer ersten Orientierung betrachtete sie die Landschaft, dann das Kreuz, und wiederholte ständig: »Das ist doch unglaublich«, sie ging kreuz und quer über das Gelände, von der Kapelle zum Denkmal und wieder zurück zum großen Steintisch mit den Gravuren. Ich fragte mich (und der Kellner sich offenbar auch, der, auf die Tür seines Fahrzeugs gestützt, rauchte und mir von Zeit zu Zeit Blicke zuwarf wie in Panik geraten), ob wir nicht der Rekonstruktion eines Verbrechens beiwohnten wie bei Joseph Rouletabille oder Sherlock Holmes: Ich war darauf gefasst, dass sie rostige Schwerter oder Pferdeknochen ausgraben oder uns die Stellungen des einen oder anderen Ulanenregiments oder der piemontesischen Pikeniere zeigen würde, sollte es in dem Kampfgetümmel Ulanen und Pikeniere gegeben haben, die den wilden Janitscharen entgegentraten. Ich hoffte, das würde mir die Gelegenheit

geben, meine Kenntnisse über die türkische Militärmusik und ihre Bedeutung für den im 18. Jahrhundert so häufigen *alla turca*-Stil, dessen berühmtestes Beispiel Mozart war, in die Schlacht zu werfen und damit zu brillieren, kurz, ich wartete mit dem Kutscher im Hinterhalt bei unserer Kutsche auf meine Gelegenheit, ohne mich zur Orientierungstafel und zu dem riesigen Kreuz am Rand des Vorsprungs zu bemühen und mir im Pferdemit die Schuhe dreckig zu machen, doch fünf Minuten später war die ungesellige Detektivin Sarah, nachdem sie ihr Hin und Her beendet hatte, noch immer in die eingehende Betrachtung der steinernen Karte versunken, als wartete sie darauf, dass ich zu ihr käme: Ich ging also zu ihr, weil ich mit einer weiblichen Schliche rechnete, die mich dazu verleiten sollte, zu ihr zu kommen, aber vielleicht ist die Erinnerung an Schlachten dem Liebesspiel nicht gerade zuträglich, oder ich kannte Sarah noch ziemlich schlecht, jedenfalls hatte ich den Eindruck, sie in ihren Überlegungen, beim Lesen der Landschaft zu stören. Sie interessierte sich an diesem Ort natürlich vor allem für die Art und Weise, in der das Gedenken an die Schlacht gestaltet war, und weniger für das Ereignis selbst. Das Wichtigste für sie war das große Kreuz von 1964, das mit dem Gedenken an die Niederlage der Türken eine Grenze, eine Mauer gegenüber dem kommunistischen Ungarn zog, damals der Osten, der neue Feind, der neue Orient, der den alten auf natürliche Weise ersetzt hatte. In ihren Betrachtungen war weder für mich noch für Mozarts *Türkischen Marsch* Platz; sie hatte ein kleines Notizbuch aus ihrer Tasche hervorgeholt und sich ein paar Dinge aufgeschrieben, dann hatte sie mich angelächelt, offenkundig sehr zufrieden mit ihrer Expedition.